

Hochheimer Stadtanzeiger

Amtliches Organ der Stadt Hochheim a. M.

Erscheint 4 mal wöchentlich: Montags, Mittwochs, Freitags, Samstags.
(Für Postbezug nur 3 maliges Erscheinen, die Freitags-Nummer wird der Samstag-Nummer beigelegt.)
Redaktion u. Expedition: Viebrich a. Rh., Rathausstr. 16. Telefon 41.
Redakteur: Paul Jorschi in Viebrich a. Rh.
Rotations-Druck und Verlag der Buchdruckerei Guido Seidler in Viebrich a. Rh.
Sillalaggregation in Hochheim: Jean Lauer.

Anzeigenpreis: für die 6-spaltige
Colonelzeile oder deren Raum 10 Pfg.,
Reklamezeile 25 Pfg.

Nr. 20.

Samstag, den 4. Februar 1911.

5. Jahrgang.

Amtliche Bekanntmachungen der Stadt Hochheim am Main.

Bekanntmachung.

Auf Verfügung der Königl. Regierung in Wiesbaden soll die Bekämpfung und Vertilgung der Schnaken und Schnakenbrut mit allen Mitteln durchgeführt werden. Die Ausrottung der Larven der jungen Brut in ihren Ablagerungsorten in stehenden Wasserläufen ist durch Begießen mit Petroleum oder Sapol vorzunehmen. Die Ausrottung der Weibchen in ihren Winterquartieren geschieht am besten durch Ausräuchern und Ausbrennen der Kellerräume und Zisternen.

Indem solches zur allgemeinen Kenntnis gebracht wird, ergeht zugleich die Aufforderung, die energische Bekämpfung und Vertilgung der Schnaken unter Anwendung vorstehender Maßnahmen vorzunehmen.

Die Befolgung dieser Anordnung wird überwacht.
Hochheim a. M., den 1. Februar 1911.
Die Polizeiverwaltung: Walch.

Bekanntmachung.

Nach Mitteilung der Polizeibehörde in Nordenstadt ist daselbst die Maul- und Klauenseuche ausgebrochen.

Hochheim a. M., den 31. Januar 1911.
Die Polizei-Verwaltung: Walch.

Bekanntmachung.

Das Verzeichnis über den Bestand des hier vorhandenen Kindwieses zum Zwecke der demnächstigen Erhebung einer Abgabe zum Entschädigungsfonds für Lungenseuche, milt. oder rauhbrandkranken Kinder liegt vom 1. Februar 1911 bis 14. Februar 1911 im Rathaus während der Dienststunden offen.

Anträge auf Berichtigung des Verzeichnisses sind während dieser Zeit bei dem Magistrat anzubringen.

Hochheim a. M., den 25. Januar 1911.
Der Magistrat: Walch.

Nichtamtlicher Teil.

Tages-Rundschau.

Die Koronareise des deutschen Kaiserpaars erfolgt, wie jetzt feststeht, im März, wenn sich die Reichstagsverhandlungen der Osterpause nähern. Von Venedig aus, wo, wie stets, auch jetzt der König Viktor Emanuel von Italien das ausgedehnte Herrscherpaar begrüßen wird. Wahrscheinlich werden auch der deutsche Kronprinz und die Kronprinzessin auf der Heimreise von Venedig nach Rom einen Besuch abgeben, wo sie noch nicht gewesen sind. Ob das Kaiserpaar bei der Rückfahrt nach Deutschland Rom, wo bekanntlich die Festlichkeiten aus Anlaß des Jubiläums der ewigen Stadt als Hauptstadt des modernen Königreiches Italien stattfinden, aufsuchen wird, ist noch nicht bekannt geworden. Am 1. März besteht allerdings dieser Wunsch.

Calcutta, 3. Februar. Der deutsche Kronprinz ist heute hier angekommen. Er wurde vom Bischof von Hardinge am Bahnhof empfangen und nach dem Palais geleitet, wo sämtliche hohe Beamte versammelt waren. Auch ein großer Teil der englischen, deutschen und eingeborenen Gesellschaft sowie die Offiziere des Kreuzers „Preuss“ waren zur Begrüßung anwesend. Dem Kronprinzen wurde eine Willkommen-Adresse der Stadt überreicht, worauf er dankend erwiderte. — Der Kreuzer „Gneisenau“ ist im Fluß angekommen, wird jedoch wegen seines großen Tiefgangs nicht in den Hafen einlaufen können.

In der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses ist beim Etat des Ministeriums des Innern u. a. zur Sprache gekommen, daß trotz der am 1. April 1908 eingetretenen Befoldungserhöhung ein genügender Erfolg in der königlichen Schuttmannschaft, besonders bei der Schuttmannschaft in Berlin, nicht gewährleistet sei. Als zweckmäßiges Mittel, um einen erhöhten Anreiz zum Eintritt in die Schuttmannschaft zu bieten, wurde die Einführung einer Dienstprämie nach denselben Grundätzen, wie sie bei der Landgendarmarie bereits seit Jahren besteht, — Gewährung einer außerordentlichen Geldsumme in Höhe von 1000 Mark nach Ablauf einer längeren Dienstzeit — von verschiedenen Parteien lebhaft befürwortet. Im laufenden Etatsjahre soll die Dienstprämie nur den nach einer 18., bezw. 24-jährigen Gesamtdienstzeit im Heere und in der Schuttmannschaft ausstehenden Mannschaften gewährt werden. Jedoch soll der Dienstprämienfonds, wie ein Vertreter des Finanzministeriums erklärte, in den folgenden Jahren mit 900 000 Mark ausgestattet werden; es wird dann möglich sein, auch den im Polizeidienst verbleibenden Mannschaften nach Ablauf der geforderten Gesamtdienstzeit die 1000-Mark-Prämie zuwenden.

Die Entwicklung der deutschen Kolonien im Wirtschaftsjahre 1909/10 war nach der letzten erschienenen amtlichen Darstellung eine allgemein günstige. Besonders zu erwähnen ist die zunehmende Kapital-Festlegung in Kolonialwerten, die zunehmende weiße Bevölkerung und die ständig sich hebende Viehzucht. — Über die südafrikanischen Diamanten erklärt die amtliche Denkschrift, daß man gut tun, auf diesen Reichtum zu verzichten, noch unbestimmbarer Dauer nicht zu große Hoffnungen zu setzen. Die Witterungs- und damit die Gesundheitsverhältnisse waren in allen Kolonien, wenn auch nicht glänzend, so doch normal; die Bekämpfung der Schlafkrankheit in Ostafrika hat gute Fortschritte gemacht. Auch die schwarze Bevölkerung hat sich vermehrt, was bei der bekannten Kindersterblichkeit unter den Regern ein erfreuliches Zeichen ist. Was die wirtschaftlichen Verhältnisse betrifft, so hat in der Subbie die Kotospinnerei immer noch ihre ausschlaggebende Bedeutung; erhöhten industriellen Wert hat der Phosphatabbau auf den Südebenen erhalten. In Deutsch-Südwest- und Ostafrika haben sich die Plantagenwirtschaft, namentlich in Kaffee-

und Baumwolle, und die Wollschafzucht sehr gehoben. Der Handel weist infolge der günstigen Konjunktur des Weltmarktes durchweg höhere Ein- und Ausfuhrziffern auf. Die Entwicklung des Verkehrswezens hat große Fortschritte gemacht, insbesondere hat sich das Eisenbahn- und Wegennetz erweitert. Die Finanzwirtschaft der Schutzgebiete ist durchaus befriedigend. Auch der Wohlstand der Eingeborenen hat sich gehoben, jedoch vielfach schon von der Steuerarbeit zur Geldarbeit übergegangen werden konnte.

Japan. Der deutsche Botschafter ist vom Kaiser in Audienz empfangen worden und hat das herzlichste Bedauern des deutschen Kaisers und der deutschen Regierung darüber ausgedrückt, daß der geplante Besuch des Kronprinzen in diesem Jahre nichtgedrungen unterbleiben müsse. Die Gründe hierfür werden auf japanischer Seite vollstän- digst gewürdigt. Beim japanischen Volk und der Presse hat die Nachricht vom Unterbleiben des Besuchs allgemeines Bedauern und Enttäuschung hervorgerufen. In deutschen Kreisen besteht die Hoffnung, daß der Kronprinz nunmehr im nächsten Jahr hierher kommen wird.

N.C. Ausländer. Zwei sozialdemokratische Abgeordnete machten kürzlich eine Rundreise durch die amerikanischen Industriestädte. Sie waren ausgesprochen in der Erwartung, in Amerika das gelobte Land der Arbeiter zu finden; sie kehrten mit der Erfahrung zurück, daß es den Arbeitern in der deutschen Heimat sehr viel besser geht als in der neuen Welt. An diese Befahrung knüpft der „Schwabische Merkur“ sehr zutreffende Betrachtungen über die Sucht unserer Kapitalisten, Deutschland unabhängig zu machen zur höheren Ehre des Auslandes. Die Sache hat eine ernste Seite; denn ganz abgesehen von dem nationalen Ehrenpunkte muß es schließlich auch unseren Staatsmännern die Arbeit erschweren, wenn sich im Ausland die Meinung festsetzt, als wäre das deutsche Volk von der Last seiner militärischen Ausrüstung zu Boden gedrückt, durch ein willkürliches, persönliches Regiment um seine politischen Rechte betrogen und nur durch rauhe militärische Zucht und strenge polizeiliche Bevormundung zu stummen Gehorham gezwungen. Der Ausländer, der in Deutschland reist, überzeugt sich bald, daß nichts davon wahr ist. Aber die anderen, die immer wieder diese Erzählungen hören, glauben sie, weil sie auch in deutschen Zeitungen lesen. Die Frage, wie bei alledem das politische Leben in fast beispielloser Weisheit sich entfalten, daneben aber Handel, Industrie und Wissenschaft zu glänzender Blüte sich entwickeln können, stellen sich diese Leichtgläubigen nicht. Wie liegen die Dinge in Wahrheit? Immer wieder wird bei der Verherrlichung des englischen Parlamentarismus vergessen, daß das dortige Wahlrecht entfernt nicht so liberal ist wie das unsrige. Im Vereinigten Königreich hat etwa ein Sechstel der Bevölkerung das Wahlrecht. Die Übertragung des englischen Systems auf Deutschland würde wahrscheinlich etwa 3 Millionen Wähler ihres Wahlrechts berauben — vielleicht gerade die 3 Millionen, mit denen die Sozialdemokratie so gewaltig sich bläst. Vergessen wird, daß Politik und Parlament in England bis vor kurzer Zeit ausschließlich in den Händen der herrschenden Klasse waren und erst allmählich die unteren Volksschichten sich den Anteil von der Politik gewinnen, den sie längst bei uns haben. Vergessen wird, daß Großbritannien und Irland beispielsweise bis zu dieser Stunde noch keine sozialistische Tageszeitung haben, während bei uns deren etwa 75 Tag für Tag die Arbeiterzeitung aufheben und die politische Atmosphäre vergiften; vergessen wird, daß eine Sprache, wie sie von der sozialistischen Presse während des Mosbiter Prozesses geführt wurde, in England als „Contempt of court“ mit den härtesten Strafen bestraft worden wäre! Auch an die Belagerung in der Sydney-Street darf wohl in diesem Zusammenhang erinnert werden. Was würde wohl unsere radikale Presse dazu sagen, wenn man ein militärisches und politisches Aufgebot von etwa 1000 Mann mit Gewehren gegen zwei Verbrecher aufgeführt hätte, die vielleicht gar keine gewesen sind? Und wie sieht es mit dem andern so gelobten Lande, mit Frankreich? War es nicht im Grunde ein Schauspiel für Götter, wie der aus dem Sozialismus hervorgegangene und ihm in gewissem Sinne jetzt noch angehängende Ministerpräsident Briand den Zustand der Eisenbahnen unterdrückte? Soll man an die Intoleranz erinnern, mit der das kultivierte Frankreich alle religiösen Dinge behandelt und mit der es, um ein anderes Gebiet zu nennen, die französische Sprache in anderssprachigen Landesteilen durchsetzt? Wie haben Johann die Dichtersinger der Liquidatoren die religiöse Scheidung zwischen Staats- und Kirchenvermögen beschmutzt! Wie ist, um auch noch an andere Dinge zu erinnern, die französische Flotte durch die Adulantenherrschafft an den Rand des Zerfalls gebracht worden! Welche vernichtenden Urteile hat man von sehr ernsthafte Seite über das Gerede und Gänge des französischen Parlamentarismus gehört! Auch bei uns gibt es noch viel zu befeuern. Aber mit Recht sagt der „Merkur“, daß wir bei uns kein Vaterland schwärzen um das Ausland zu verherrlichen, sich nicht nur an Patriotismus, sondern auch am Geist der Wahrheit verflüchtigen.

Nachrichten aus Hochheim u. Umgebung.

Hochheim. Am Feste Maria Lichtmess hielt der kath. Männer-Verein sein diesjähriges Winterfest ab. Zu demselben war unter gütiger Mitwirkung des Gesangsvereins „Concordia“ ein schönes Programm zusammengestellt worden, das in allen seinen Einzelheiten den Beifall der Festteilnehmer fand. Die Vorträge und humoristischen Darstellungen zeigten von Kunstverständnis und guter Schulung der Sänger. Auch die Kapelle „Kallmann“, die den instrumentalen Teil übernommen hatte, erledigte sich ihrer Aufgabe mit Reife und erhob die Feststimmung durch ihr schönes Spiel. Da das Fest zugleich den Charakter einer Kaisers-Geburtstagsfeier trug, so behandelte die Festrede eine patriotische Thema, nämlich das Lebensbild der Königin Luise“. Im Hinblick auf das schöne Programm hätte der Besuch der Veranstaltung ein besserer sein dürfen.

Zur Einregung des kath. Pfarrers, Herrn Dekan Knapp, findet vom 8. bis einschließlich 18. Februar hier eine 10tägige Mission statt. — Montag, den 6. Februar, ist die Feier des „Großen Gebets“ (Siehe kirchliche Nachrichten).

Morgen, Sonntag, den 5. Februar, im Saalbau zur Krone: Schülervall (Siehe Anzeige).

Morgen, Sonntag, ab 2½ Uhr. Spielt die 1. Mannschaft des Hochheimer Sportvereins gegen die gleiche Mannschaft des F. C. 1909 Frankfurt a. M. auf dem Sportplatz am Weiler.

Welchen Umfang die Maul- und Klauenseuche in unserer Gegend angenommen hat, geht aus nachstehender Auf-

stellung hervor. Es sind verzeichnet: im Landkreis Wiesbaden: in der Gemeinde Driedenbergen 1 Gehört mit 5 Kindern, 4 Schafen, 1 Schwein, in der Gemeinde Erbenheim 4 Gehöfte mit 40 Kindern, 41 Schweinen, in der Gemeinde Jagst 3 Gehöfte mit 31 Kindern, 1 Ziege, 14 Schweinen, in der Gemeinde Nordenstadt 1 Gehöft mit 11 Kindern, 2 Schweinen. Außer einem Gehöft in Jagst, das die Seuche durch nachlässige Infektion erhielt, sind sämtliche übrigen landwirtschaftlichen Gehöfte im Landkreis Wiesbaden durch zwei aus Hannover eingeführte Viehtransporte ver- leucht worden. Jedes der aufgeführten Gehöfte hatte ein Stück Vieh verloren.

* Briefe nach Amerika kosten, worauf wiederholt auf- merksam gemacht sei, nach den neuen Tarifbestimmungen 10 Pfg. Porto, wenn nicht ein besonderer Beförderungsweg vorgeschrieben wird.

Viebrich, den 4. Februar 1911.

* Herr Max Clouth hier ist vom Polizeipräsidenten von Berlin zum Weinkontrolleur für den Landespolizeibezirk Berlin berufen worden.

* Die Pest am Rhein und Main. Die furchtbare Seuche, die zur Zeit in China wüthet, war in früheren Zeiten auch in unserer Gegend kein unbekannter Gast. In Frankfurt forderte die Pest im Jahre 1639 in der Stadt 2000 und 1412 sogar 2000 Opfer. Am 1. September 1652 erließ die Gräfin von Nassau-Dillenburg eine Verordnung, in der es heißt: „Wir legen gar keinen Zweifel, daß allerorten bekannt, welcher Gefahr in kurzen die Pest in Frankfurt stark eingeht und zugewandten hat, deswegen wir Volk inländisch „pluten“, daß durch seine Gnade und Barmherzigkeit solche deren Orts abwandern, andere Orte und Land und Leute gnädiglich demahren und behüten wolle. Alldieweil aber befehle und christliche Vorlichtigkeit in solchen Fällen billig inach- zunehmen und die Infektion zu meiden ist und nicht überlich dazu- laufen, sich und andere in Gefahr zu bringen, so wollen wir er- cricht befehlen haben, daß niemand ohne erlangte Erlaubnis nach Frankfurt in vorstehende Pech ziehen soll, an dem besetzten Ort zu handeln und zu wandern, und da einige unserer Untertanen sich des Handels an Butter, Eiern, Hühnern und anderen Dingen bedie- nen und nach Frankfurt ziehen, so soll solches verboten und nicht verstatet sein. Wer hiergegen handelt, soll vier Wochen nicht ins Land gelassen werden.“ Ein gleiches Verbot erging auch wegen des Handels mit Mainz.

Wiesbaden. Zu dem Nordverlauf und Selbstmord des Schiffs- matrosen Störmer wird uns noch mitgeteilt, daß dieser sich in Braunschweig mit der 24-jährigen Elisabeth Bod ein Verhältnis unterhalten hatte und mit ihr die Ehe eingegangen wollte. Als er ihren Wiesbadener Aufenthalt erfuhr, erneuerte er seine Bemeh- rung und forderte das Mädchen auf, wieder einen ordentlichen Lebenswandel zu beginnen und zu ihren Eltern nach Braunschweig zurückzukehren. Nach wiederholter Weigerung des Mädchens schen- St. auf dieses in dem Augenblick, als es gerade im Begriff war, das Feuer im Dien anzufachen. Eine Angel drang dem Mädchen in das Genick und kam am Hals wieder heraus, die zweite ver- legte sie an der Wange. Der Zustand der Verlegten ist äußerst be- denklich.

Wiesbaden. Die Ehefrau eines Wiesbadener Bürgers begab sich mit 1350 M. zum Landesbank, um dort das Geld einzuzahlen. Als sie das Geld abliefern wollte, mußte sie jedoch zu ihrem Schrecken die Wahrnehmung machen, daß sie die aus einem Tau- send, 3 Hundert und einem Fünzig-Mark-Scheine bestehende Summe unterwegs verloren hatte. Sie hatte die Scheine in ein Papier eingewickelt und in die Tasche gesteckt. Wahrscheinlich hat sie das Papier mit dem Gelde beim Herausziehen eines Gegen- standes aus der Tasche verloren.

— Neue Zugverbindungen in der kommenden Saison. Wie dem Taunusboden mitgeteilt wird, wird in diesem Jahre eine direkte Verbindung von Berlin über Homburg nach Wiesbaden eingerichtet werden. — Die Einführung von Kurwagen auf der Strecke Paris—Wiesbaden—Homburg—Bad Nauheim ist sehr schwierig zu ermöglichen, da die französische Ostbahn zu dieser Neuierung auch in jüngster Zeit noch nicht zu bewegen war. Die Eisenbahnbehörde betreibt aber die Erledigung dieser Angelegenheit mit Eifer weiter, so daß auf eine Verbesserung der genannten Verbindung im Laufe der Zeit doch zu rechnen sein dürfte.

Erbenheim. Auf dem Rennbahngefelde hatten sich seit kurzem einige Hehe angesiedelt. Jetzt fanden Rennbahnarbeiter eine Rut- lache und Hellschilde, welche darauf deuteten, daß ein Tier gestol- worden war. Mit einem Polizeihund wurde nach dem Täter ge- sucht. Nachdem der Hund die Spur mehrmals verloren, wurden sämtliche auf der Rennbahn beschäftigten Arbeiter in der Nähe auf- gestellt. Zwei, welche verdächtig erschienen, wurden etwa 100 Meter weiter plaziert. Nachdem der Hund an den ersten ruhig übergegangen war, kam er zu den beiden anderen. Sofort fürzte er wüthend auf den einen und sah ihn am Arm und im Rücken. Bei der Durchsuchung der Wohnung des letzteren wurden ein geflickter Wams und eine Hose, mit Blut besetzt, vorgefun- den. Beide Kleidungsstücke wurden von der Polizei beschlagnahmt, um einer chemischen Untersuchung unterworfen zu werden.

Von der eisernen Hand. Eine bedeutende Bogenanlage, eine breite Fahrstraße vom Schloßpark mit dem Kaiser-Wilhelm- Turm bis zur Karstraße vor der Station „Eiserne Hand“, läßt die Stadt Wiesbaden in diesem laufenden Winter ausführen. Die neue Straße, welche eine Länge von etwa 2700 Metern besitzt und unterhalb der Station „Eiserne Hand“ dicht vor der Brücke über die Eisenbahn in die Karstraße bogenförmig einmündet, hofft man bei gleichmäßigem Fortgang der Arbeiten bis Ostern dem Verkehr übergeben zu können.

Rüdesheim. Die Weinbergbesitzer in Rüdesheim sind zufolge polizeilicher Anordnung aufgefordert worden, die Buppen des Heu- und Sauerwurms in ihrem Weinbergsbesitz bis zum 15. März l. J. zu vernichten, widrigenfalls für sie eine Ruhe Fläche vorläufig 50 Pfg. eingezogen und die Arbeit durch Dritte ausgeführt werde.

Frankfurt. Auf einem der zugelernten Ballons des Osthafens ließen mehrere Kinder Schiffschiffe. Möglicherweise brach das Eis an einer Stelle durch und ein 12-jähriges Mädchen verlor sich unter die Arme ins Wasser. Es wäre unrettbar verloren gewesen, wenn nicht der 14-jährige Schüler der Uhländische Peter Kallor sich mit Todesverachtung an die gefährliche Stelle gewagt hätte und das der Befähigungsfähigkeit nahe Kind an einem Arm ergreifen konnte. Es gelang ihm, das Mädchen den kalten Fluten zu entreißen und so vor einem sicheren Tode zu retten.

Aus dem Kampfe gegen die langen Hutnadeln. Im „Neuen Preiser Journal“ liest man: Die Verwundung der biesigen Polizei gegen die langen Hutnadeln ist dieser Tage in Kraft getreten, ohne bisher nennenswerthe profanöse Resultate gezeitigt zu haben. Die Damen tropen nach wie vor ihre Kiefernadeln und klammern sich herzlich wenig um den Herrn Oberstadthauptmann und seine Verordnung. Dergleichen ist ihnen auch die Sicherheit des Augenlichtes und des Anlitzes ihres „Nachsten“ Pomade. Die Damenwelt befindet sich aber in einem Irrthum, wenn sie glaubt, die Verordnung werde immerdar nur aus dem Papier bleiben. Der Oberstadthauptmann will nur vorläufig mit den Sünderinnen nicht allzu streng ins Gericht gehen. In die Foyers der Theater, in die Vestibüle der Konzerthäle und überallhin, wo Gedränge zu herrschen pflegt, wurden Detektivs und Zivilcommissäre entsendet, welche die Damen in höflicher jedoch nachdrücklicher Weise auf die verordnungswidrige Länge oder auf den Mangel eines Schutznopfes ihrer Hutnadeln aufmerksam machen. Bisher sind nicht weniger als 1236 derartige Ermahnungen an die Damen ergangen; 65 Fälle trugen sich an einem einzigen Tage und an einem einzigen Orte, auf dem Donauufer, zu. So lange es der Oberstadthauptmann bei der Ermahnung bewenden läßt, geht es noch an, obwohl es sicherlich nicht angenehm sein muß, von einem Detektiv, selbst in bestlicher Form öffentlich angesprochen und auf etwas Verordnungswidriges aufmerksam gemacht zu werden. Es ist aber mit voller Gewißheit vorauszuweisen, daß der Oberstadthauptmann nicht noch einmal 1236 Fälle abwarten wird, bevor er mit der Einführung des Uebertretungsverfahrens und den Strafmandaten vorgeht. Und wenn auch ihm bisher nicht die Geduld gerissen ist, so macht doch im Publikum ein Bestreben nach Selbstwehr bemerkbar. Da hatte z. B. eine Dame einen Tramwagen bestiegen, und gleich darauf wurde auf dem dicht besetzten Perron einem neben ihr stehenden Herrn von ihrer Hutnadel das Gesicht in der ganzen Breite ausgerist. Die übrigen Passagiere gerieten darüber so sehr in Wut, daß sie die lange Nadel aus dem Hute herausrißen und in hundert Stücke zerbrachen, wobei natürlich auch die tadelloste Form des Hutes nicht unerhebliche Einbuße erlitt. Es setzte dabei auch einige ziemlich heftige Verwünschungen gegen die Eigentümer der langen Hutnadel ab. Ein solch brutales Vorgehen einer Dame gegenüber dem nun freilich leeren, verlassenen öffentlichen Verkehrsmittel ist freilich nicht zu billigen, aber es zeigt doch, daß die Polizei nicht allzu weit gehen darf.

kann aber dafür einstehen, daß es sich nicht öfters wiederholen wird. Die Damen sollten hieraus als einzige Konsequenz das Gebot ableiten: „Fort mit den langen Hutnadeln!“

August Aschinger. Die Solle in Berlin zuverlässige Mittheilung, wie Kempinski'sche, bürgerliche Tafeldecken, so bedeutete Aschinger eine rasche, sehr wohlfeile und durchweg einwandfreie Störung. Solle und Kempinski find im vergangenen Jahre gestorben; dieser Tage ist ihnen August Aschinger gefolgt. Ob der Bader Aschinger nach Berlin kam, gab es dort schon Gelegenheiten, um im heißen Drang der Geschäfte das sterbliche Theil der Kräfte zu erhalten, aber sehr einladend waren die „Steckbrotchen“ nicht. Aschinger erlarmte die Hölle im Großstadtleben; er und sein Bruder Karl faulten sie allmählich durch eine große Zahl der nach ihnen benannten, durch die bürgerlichen Farben, Blau und Weiß, gekennzeichneten Brote aus. Nach einem flug ausgedachten System werden dort täglich viele Tausende ebenso schnell wie lauter und appetitlich getränkt und gespeist, nicht nur mit belegten Bröthen, sondern auch durch „Häselbrotchen mit Speck“ und „Gänsebraten mit Apfelsauce.“ Schon die Auslage im Fenster, das seine Gelbrot des geräuchernden Bockes, Pyramiden zinnoberroter Krebse, der Silberglanz der Dessertinen, braune Käsestangen, bunte Ornamente an der Majonaisse wirken appetitregend, und mancher nimmt gegen Ende des Monats heimlich zu Blau-weiß seine Zuflucht, der es später schände verweigert. Aschinger beaufsichtigte selbst die von ihm geschaffenen Restaurants und hielt auf strenge Reellität. Aus dem Privatbetrieb wurde bald eine Aktiengesellschaft, die es nicht dabei bewenden ließ, die unteren und mittleren Schichten abzuspeisen, sondern große, anspruchsvolle Unternehmen wie den „Fürstenthof“ und das Restaurant „Athenoid“ gründete.

Barmen. Bei dem Versuche, einen Brillantring im Werte von 750 Mark für 300 Mark zu verpänden, wurde hier der 25jährige Koloniat Willy Schmoll aus Magdeburg festgenommen, der in zahlreichen Städten Juweliers um wertvolle Ringe betrogen hatte. Schmoll trat sehr elegant auf, wohnte in den vornehmsten Gasthöfen und gab sich dort als Graf aus. Die Mittel beschaffte er sich ausschließlich durch Betrügereien. Gewöhnlich verfuhr er in folgender Weise: Er begab sich in Goldgeschäfte, ließ sich wertvolle Brillant- oder Diamantringe vorlegen und suchte einen davon aus. Er erbat sich hierauf von dem Geschäftsinhaber einen Briefumschlag und legte den Ring hinein. Beim Bezahlen bemerkte er, daß er nicht über genug Geld verfüge. Er bat, den Briefumschlag zu verwahren, bis er aus dem nahegelegenen Gasthof das nötige Geld geholt habe. Von diesem Wege kam er aber nicht wieder, und wenn die Juweliere dann den Briefumschlag öffneten, fanden sie darin statt des wertvollen Ringes ein Simulirzeugnis, das der Betrüger gefälscht umzuwandeln gewußt hatte. Zuletzt war ihm dies in Düsseldorf gescheit, wo er den Diamantring von 750 Mark erbenntet hatte. Soweit bis jetzt festgestellt werden konnte, hat er auf dieselbe Weise auch Geschäftsleute in Köln, Magdeburg, Hannover ufm. geschädigt.

Der „überflüssige Alkohol“. Man schreibt uns aus dem Hannoverschen: In der Generalversammlung der Dorfgewaltigen eines hannoverschen Dorfes nimmt der am Orte wohnende Arzt nach Schluß der Debatten das Wort, um auf die Schädlichkeit des Alkohols hinzuweisen. Während seiner Ausführungen wurde er durch den Hofs Bauer M. häufig beifällig unterbrochen, was umförmig Aufmerksamkeit erregte, als gerade dieser Anssiffige als Freund eines guten und reichlichen Tröpsfens sehr bekannt war. Als der Doktor endlich geendet, erhebt sich unser Freund, um seinen Beifall wie folgt auszubreiden: „Was soll denn das jetzt eigentlich mit dem Alkohol? Soll der etwa bei uns eingeföhrt werden? Wir haben gutes Bier, guten Wein, wir haben auch guten Schnaps, zu was brauchen wir dann denn da noch den Alkohol? Er ist ganz überflüssig!“

Gefängnisarbeit und Handwerk. Ausführlich wird in den Landtagen der deutschen Bundesstaaten über die Konkurrenz ge-
klagt, die dem deutschen Handwerk durch die Gefängnisarbeit ent-
steht. Regelmäßig wird dann von den Regierungen eine Milderung dieses Zustandes versprochen, auch nach Möglichkeit durchge-
führt; im allgemeinen aber blieb doch manches beim alten. Je-
doch ist jedoch eine wirkliche Wendung zum Besseren eintreten zu
hoffen, denn im preussischen Abgeordnetenhaus wurde die bevor-
stehende Neuordnung des Gefängniswesens angebahnt, wobei
der deutsche Handwerks- und Gewerbetagelöhner mitarbeiten soll.
Diese große Handwerkerorganisation hat ja jetzt besondere Be-
deutung dadurch erlangt, daß ihr Vorsitzender, Spenglermeister
Rote in Hannover, zum Mitglied des Herrenhauses ernannt wor-
den ist. Bei dieser Neuordnung der Gefängnisarbeit, die nach und
nach wohl in ganz Deutschland Platz greifen wird, wird der hier
und da ausgesprochene Gedanke, Maschinen in die Gefängnisse ein-
zuführen, natürlich ganz verworfen worden. Auch der Vorschlag,
die Gefängnislöhne aufzubessern, „damit sie mit der allgemeinen
Aufbesserung Schritt halten“, ist ein Unding. Die Beschäftigung
der Strahligen in landwirtschaftlichen Betrieben ist ja ein guter
Gedanke, aber auch er stellt keineswegs das Ideal dar. In länd-
lichen Gegenden entzieht man sich sogar vielfach vor der Zumi-
nung der Feldarbeit, die als vornehm und edle angesehen wird, durch
Gefängnisse verrichten zu lassen. Jedenfalls aber gibt es noch so
viele Beschäftigungsarten viel schwerer Arbeit, die als Gefängnisbe-
schäftigung in Betracht kommen, daß sich schon die bessere Neu-
ordnung finden lassen wird. Die handwerklich schädliche Kon-
kurrenz der Gefängnisarbeit muß sich aus der Welt schaffen lassen;
vor allen Dingen aber muß darauf gesehen werden, daß jene Ware
nicht billiger als die des ehrlichen Handwerks in den Handel ge-
bracht wird. Dann wird schon der Umstand helfend zugute kom-
men, daß die solche und auch kunstgewerblich wertvolle Arbeit des
Handwerks sich von vornherein den Vorrang sichert.

Der Kaiser und die übergangenen Erben. Ein vor etwa zwei Jahren verstorbenes Fräulein Laura Pfard hatte ihr gesamtes Vermögen in Höhe von 138 000 Mark testamentarisch der evangelischen Kirche in Remscheid vermach, mit der Maßgabe, daß von dieser Summe ein Gesamtbetrag von 56 000 Mark unter einigen näher bezeichneten Wohlthätigkeitsanstalten verteilt werden solle. Die Vermächtnisse der Erbschöcker, die zum Teil in dürftigen Verhältnissen lebten, gingen leer aus. Der Kaiser hat nunmehr der Remscheider Kirchengemeinde die Genehmigung zur Annahme des Vermächtnisses erteilt, jedoch hieran die ausdrückliche Bestimmung geknüpft, daß an die vier nächsten Verwandten je 6000 Mark und an einen fünften Verwandten 2400 Mark ausgeschüttet werde.

Das Kaiserpaar auf dem Hofball. — Einer interessanten Schilderung von Ludwig Wittich in der B.Z. zu entnehmen: witzig: „Endlich der große Moment, wo das Auftreten der Marschallin und das sich Ordnen der 24 rotrockigen Bagen in zwei parallelen Reihen, denen zwei Hofsouriers in braunen, goldgarnierten Fräcken voranschreiten, das Rohen des kaiserlichen Zuges vertündern. Jenseits hinter den Bagenerneihen schritten neben einander in erster Reihe die Oberst-Marschälle v. Lynaritz, Graf Eulenburg, und der jüngste auf diesen Posten berufene, der Sohn des Fürsten Hensel-Dömmersdorf. Als erstes Paar erschien nach ihnen der Kaiser in der Uniform der schwarzen Leibjagaren, die Kaiserin führend. Ihre Robe zeigte auf grünlich-schwarzem Grundton groß silberstanz- und ringförmige silberweiße Ornamente, Haar, Hals und Wieder strahlten in reichster Diamanten- und Perlenpracht. Wie immer bei solchen Festen erschien die alles überragende Riesengestalt des Generals v. Scholl, den Dreßpiz des 18. Jahrhunderts mit großer Plunnaue auf der weißen beschnittenen Perrücke derselben Zeit, grünen Waffentrod, hohen Stulpenhandschuhen, weißen Reithosen, hohen Reiterstiefeln und einem Degen mit großem vergoldeten Korbe. An des Generals Seite schreitet ebenfalls in unmittelbarer Nähe des Kaisers ein beheimateter Offizier vom Regiment Garde des Corps mit der roten Supra-Weite über dem Waffentrod, — hinter der Kaiserin ein Offizier ihrer Leibgarde, den Dreßpiz auf dem weißen Sopspertride, die Gestalt gefeidel in der weichen mit rotem Besatz und Futter belegten Uniform mit silbernen Parallelen.

Rothschild, so ergaß der Stil Blas, wurde täglich mit Hunderten von Droh- und Befehlsbriefen überflutet, in denen unter allen Vorwänden Geld von ihm erheben oder drohend gefordert wurde. Eines Tages befand sich unter dieser unergieblichen Flut auch ein Schreiben, das aus der Normandie stammte und in dem, flegend ein Schatzpauli Rothschild für einige tausend Franken ein Lebensretter anbot, dessen Geheimnis allein dem Schreiber bekannt sei. Der Brief alarmierte ein solches Gefühl der Ueberlegenheit und Ehrlichkeit, daß Rothschild diesmal von seiner Gemüthsart abließ.

wid und das Angebot eigenhändig beantwortete. Verehrter Herr, so (schrill der philosophische Krösus an den Mann, der ihm das Leben verlängern wollte, bis heute hat man von mir fast immer nur unter Androhung des Todes Geld verlangt. Sie sind der erste, der mir das Leben bietet. Ich bin Ihnen für diese gute Absicht dankbar; aber meine Antwort muß trotzdem ablehnend lauten. Gestatten Sie mir, Ihnen mitzuteilen: zwischen denen, die meine Tage verkürzen und denen, die meine Tage verlängern wollen, mache ich gar keinen Unterschied.

Wie es in Messina aussieht. Alle Augenzeugen stimmen darin überein, daß Messina sich noch in seiner Peise von der schweren Erdbebenkatastrophe erholt hat. Der größte Teil der Stadt ist noch immer ein Trümmerhaufen; das „wiedererstehende“ Messina ist ein Haus von Bretterhäufern, in denen eine fatal verarmte und verhörmte Einwohnerchaft haust. Der italienische Mangel an Egidem und an Organisationsfähigkeit hat sich bei der Hilfsaktion für Messina in seiner ganzen Radtheit gezeigt. Heute hat die Bevölkerung jede Zukunftsoffnung verloren; und als kürzlich Messina Ministerbeschick hatte, erhob sich, was immer der Minister sich bilden ließ, ein müßiger Spektakel, der das beste Zeichen war, was das Volk von Regierung und Parlament hält. Wo sind nun die Hilfspenden von Millionen eigentlich geblieben?

Vom Tischlerstuhler zum Präfekten. So überschreibt der Ostasiatische Lloyd ein sinesisches Auktionsbild, das im besonderen auch als Beitrag zur chinesischen Auffassung vom Familienleben bemerkenswert ist: Vor etwa zehn Jahren wohnte in dem Orte Fichewo, der unweit Port Arthurs liegt, ein Schuhmacher namens Tschang aus Schantung. Als er sah, daß er dort nicht vorankommen konnte, kehrte er mit seinem Weibe und zwei Kindern nach seiner Heimatprovinz zurück und ließ sich am Südober des Kreistadt Fußhan nieder. Dort wurde jede Woche Markt abgehalten. Anstatt seine Kunden zu bedienen, nahm der Schuster selbst am Markttreiben teil, blugte dem Glücklichsten und rauchte Opium. Da unter diesen Umständen Tschang immer mehr verarmte, sagten sich seine Kunden und Freunde von ihm los; dazu lag er bis über die Ohren in Schulden. Bald nannte die Familie am Hungerstich. In seiner Not beschloß der selbstsüchtige Vater, seine Frau mit den beiden Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, zu verkaufen; ein Schweinehändler sollte den Verkauf vermitteln. In dem nahen Dorfe Tschihienfun fand sich, in der Tat ein „Viehhändler“ für die Frau und die beiden Kinder. Für die Summe, die ihm der Verkauf eingebracht hatte, zahlte der Schuster Tschang seine Schulden und verschwand bald aus Fußhan. Eine Reihe von Jahren verging, ohne daß man von dem Schuster ein Lebenszeichen erhielt. Da kam eines Tages in Tschifu ein Präfekt aus Yunnan an, der einen Troh von Aarren und Bedienten mit sich führte. Am Morgen nach der Ankunft schickte der Präfekt seinen Sekretär nach der Kreistadt Fußhan mit der Anweisung, ihn den in der südlichen Vorstadt wohnenden Schweinehändler vorzuführen. Dieser erschien noch an demselben Tage vor dem Präfekten; letzterer gab sich als den früheren Tischlerstuhler Tschang zu erkennen und bat den Weisger, der seinerzeit den Verkauf von Frau und Kindern vermittelt hatte, ihm die Verkaufsteile zurückzubringen. Denn, so führte der frühere Schuster und jetzige Präfekt aus, die Frau ist mir in früherer Jugend angetraut worden; als ich in Not geriet, mußte ich sie mit ihren Kindern verkaufen; nachdem ich nun reich geworden und zu Ehren gelangt bin, will ich sie nicht in ihrem Elend sitzen lassen, sondern wir wollen unser Leben weiterführen. Der Schweinehändler spielte nun wieder den Vermittler, und dank seiner Beredsamkeit gelang es ihm, die Frau von ihrem zweiten Manne „loszusprechen“. Wenige Tage später reiste der Präfekt mit seiner Familie nach Peking. Wie der frühere Schuster zu dem Range eines Präfekten gelangt ist, verschweigt leider die Geschichte. Sehr wahrscheinlich ist er auf irgend eine Weise zu Geld gekommen und hat sich kein Amt gekauft. Solche Pausbäume dürfen im modernen China bald zu den Unmöglichen gehören.

Um die Herkunft der berühmten Pariser Tänzerin Cleo de Merode ist schon viel gestritten worden, und bisher stand Griechenland im Vordergrund; der kürzlich verstorbene Tiroler Landtagsabgeordnete Dr. Christomanus-Neran, der Bruder der griechisch-Tirolerlerin der Kaiserin Elisabeth, sollte ihr Vater sein. Aber auch diese Legende ist jetzt zerfallen, man will Cleo nicht einmal als Tirolerin gelten lassen. Bänglich fragte sich da die Bewelt, wo das noch hinaus sollte. Und nun kommt die Antwort, sie ist nieder-schmettern, aus der Provinz Hannover. Das freundliche Kreis-käthchen Osterode am Harz rühmt sich, und nach den beigegebenen Beweisen zu schließen, auch mit Recht, daß die schon fast sagenhaft gemordene Tänzerin in ihren Mauern geboren ist. Cleo befiel dort noch eine Schwester, die einen gut „bürgerlichen“ Beruf betreibt und von ihr regelmäßig, da sie in bescheidenen Verhältnissen lebt, unterstützt wird. Der schönen Cleo wird diese Entdeckung heftig-lich nichts schaden. Immerhin aber hätte sie bei ihrem Auftreten auf deutschen Bühnen als biederer Osteröder Kind niemals den Zu-lauf gehabt, den sie so hatte. Und ob ihr verstorbener Freund Cleopold ihr seine Huld auch geschenkt hätte, wenn sie sich etwa nur Cleo d'Osterode genannt hätte, das ist auch noch die Frage.

Der Humpelrod des Ghibsonjörgel. Die auch von ihrem Auftreten als „Ghibsonjörgel“ in Berlin bekannte Miß Clifford war vor einem Londoner Gericht wegen einer unbezahlten Kleiderrechnung verklagt. Die junge Dame (sieht Mrs. Bennet) erklärte, daß es ihr unmöglich sei, das in Frage kommende Kostüm mit dem Humpelrod zu tragen. Sie schilderte, wie sie einen Spaziergang von Twickenham nach Richmond machen wollte; sie brauchte volle drei Stunden, um den kurzen Weg von 1½ Kilometer zu machen. Alles sah ihr auf der Straße nach und lachte, und die Gassenjungen folgten ihr bis an die Fährre in Richmond. Hier konnte sie wegen des Humpelrodes nicht in das Boot steigen und mußte zum allgemeinen Gaudium hineingehoben werden, auf der anderen Seite der Themse wiederholte sich dasselbe Schauspiel. Sie wollte einen Omnibus besteigen, aber der Humpelrod machte das ganz unmöglich. Endlich kam eine Autodroßke, und Mrs. Bennet konnte der Komödie, in der sie unfehlweise die Hauptrolle spielte, ein Ende machen. Der Richter ließ sich den Humpelrod an Mrs. Bennets eigener Person vorführen, aber obwohl sie das mit der ihr eigenen „Ghibson-Gracie“ tat, fand auch Se. Ehren Mißfallen an dem Kleidungsstück und entschied, daß die Beklagte nur die Hälfte der Rechnung zu bezahlen habe.

Die „Kartoffel der Barmherzigkeit“. Die „Blume der Barmherzigkeit“, die vergangenen Sommer von Stuttgart aus ihren Siegeszug antrat und eine Menge Geldes für wohltätige Zwecke aufzubringen brachte, hat sich auch in der Pfalz heimisch gemacht, dabei aber einen der Pfälzer Egoisten mehr entsprechenden derb-mürrigen, bezw. „mürrigen“ Choralester angenommen, genauer: Sie hat sich in eine „Kartoffel der Barmherzigkeit“ verwandelt. Der Karnevalsverein in Neustadt a. d. S. kündigt eben für den 4. Februar einen Kindermaschinenball für Erwachsene an, zu dem nur Zutritt hat, wer „mindestens drei Grumbeere“ an der Kasse abgibt, gleichviel, ob Karr oder Kärrin. Nach dem Motto „Je mehr, je lieber“ sind der Wohltätigkeit nach oben hin keine Grenzen gesetzt, wer einen Zentner tragen kann, bringt ihn ebenfalls an, die ganze Kartoffeleinnahme aber soll einem gemeinnützigen Zweck dienen. Wer seine drei Kartoffeln vergißt, oder gar keine aufzubringen, muß ein Pfennig, keine Pfaffen, der hat 50 Pf. Strafe zu zahlen.

New York. Zur Feststellung der strafrechtlichen Verantwortung bei der Dynamit-Explosion erließ die Untersuchungsbehörde Haftbefehle gegen 4 Beamte der Zentralbahn New-Jersey, drei Beamte der Gesellschaft, die das Dynamit verpackt haben und gegen den Eigentümer des Reichterschiffes „Katherine“. Die Anklage lautet auf Nichtbeachtung der gesetzlichen Vorschriften mit daraus resultierender Vernichtung von Menschenleben.

Das Glas ist ein Stoff, der den Chemikern und Physikern desto mehr Räthel aufgab, je mehr sie sich damit befaßigten; die erlernenden zeigten, daß es ein Salz der Kieselsäure ist, obgleich es doch in wenig Salzfärbig an sich bat, und die heutige physikalische Wissenschaft betrachtet das Glas gar nicht einmal mehr als einen eigentlichen festen Körper, sondern als eine sogenannte unterkühlte Flüssigkeit von äußerster Zähigkeit, als eine mehr oder weniger gleichartige und gegenseitige Lösung von Stoffen mit hohem Schmelzpunkte. Wie Dr. Lang in einem im Verein zur Förderung des Museums für Naturkunde zu Köln gehaltenen, sehr gut gelungenen Experimentavortrag auseinanderlegte, ähnelt das Glas einer Flüssigkeit besonders darin, daß es wie diese eine Oberflächenspannung besitzt.

ispannung besitzt. Bei manchen reich abgetriebnen Gläsern ist diese in groß, daß ein explosionsartiger Zerfall eintritt, sobald die Oberflächenspannung auch nur ein wenig durch einen härtern Stoff gerührt wird; solche Erscheinungen zeigen, wie der Vortragende vorführte, z. B. das Hariglas, das sonst ganz unempfindlich gegen Schlag und Stoch ist, und in noch höherem Maß das Bologneser Glas und die sogenannten Glastränen. Ferner besitzt das Glas nicht wie die übrigen festen Körper einen genau bestimmten Schmelzpunkt, sondern es erweicht ganz allmählich; bei gewöhnlicher Temperatur befindet es sich immer in einem Zwangszustand, den es zu überwinden strebt. Einer noch weitergehenden Anwendung des Glases steht vor allem der Umstand hindernd im Wege, daß es großen Hitzeschwankungen gegenüber immer noch sehr empfindlich ist. Man hoben uns die letzten Jahrzehnte ein Glas gebracht, das solchen Temperatureinflüssen in weiten Grenzen nicht unterworfen ist, eine Erfindung, die darauf beruht, daß dieses Produkt sich beim Erwärmen nur sehr wenig ausdehnt. Man nennt solches Glas, das auch in der Rheinischen Glasbläue in Ehrenfeld hergestellt wird, Reisszinsglas, oder, da es besonders zur Herstellung chemischer Apparate verwendet wird, Grätzelglas. Einen Lampenzylinder, der beliebig lange über dem Glühlicht erhitzt wurde, kann man, wie gezeigt wurde, sofort in eiskaltes Wasser werfen, ohne daß er zerpringt; dasselbe gilt für ein mit Del gefülltes Gefäß, das bis auf 300° erhitzt wurde. Die Herstellung dieser Sorten bedeutet für das genannte Werk einen vollen Erfolg, der zu weitem Fortschreiten ermächtigt; vor allem wird es darauf ankommen, den bis heute noch hohen Preis dieser in ihren Vorgängen unbefruchteten Gläser zu ermäßigen. (Hörs. Ztg.)

Die russischen Beamten bringen das Unglaubliche fertig. Auf einer Station der Tschirchbahn hatte, wie die „Z. R. N.“ melden, als Beamte, Telefonistinnen usw. der Stationsvorsteher lauter hübsche junge Mädchen angestellt, die samt und sonders keine Geliebten waren. Der Mann war aber gar nicht weiter eifersüchtig, und so kamen viele Gäste, die große Champagnergefäße veranstalteten; eine außerordentliche Revillon hat den Standa endlich entdeckt und ihm für immer ein Ende bereitet.

Lindau und Memel. Wie alljährlich haben auch dieses Jahr die beiden Garnisonen Lindau und Memel einen telegraphischen Gruß zum Geburtstag des Kaisers getauscht. Das Lindauer Offizierkorps druckte:

Was walt das Blut viel heißer heut',
Wie sonst durch deutsche Bauen?
Es ist das Echo großer Zeit
Aus blutgetränkten Auen.

Dort sproßt aus deutschem Blut ein Reis
— Der Mannentreu zum Lohne —
Es wuchs empor zum Siegespreis,
Für deutschen Kaiserthron.

Der Väter Erbe! Hüthen wir's!
Und Gott sei unser Hort!
Als Gruß zum Welt, laut rufen wir's,
Das hehre Lösungswort:
„Ein Hurra unserm Kaiser!“

Die Antwort aus Remel lautete:
Des Heeres Horn ertönt im deutschen Land,
Zu rufen die Völker, zu rufen die Heere,
Donnernd und brausend, wie die Brandung der Meere.
Biestimmiger Ruf, doch ein einziger Klang,
Richt zu streiten, zu fechten, einbietet der Hornruf,
Richt nur die Männer in Waffen und Wehre,
Das Volk, das einzige, dem Kaiser zur Ehre.
Ein Heil unserm Herzog, der die Macht uns schuf.
So klingen es heut' vom Ost zum West,
Und wir hoch im Norden, an der Ostsee Strand,
Wir rufen's nach Süden im ganzen Land:
Heil unserm Kaiser, dem Kaiser der Deutschen!

Ganghofer über die Berliner.

Ludwig Ganghofer, der zurzeit in den „Süddeutschen Monatsheften“ seine Lebenserinnerungen veröffentlicht, beginnt in dem eben erschienenen Heft der genannten Zeitschrift mit der Erzählung seiner Berliner Zeit. Als ihm bei der Rückkehr des alten Kaisers nach dem Hofling-Attentat im Menschenge-
dränge sein Geldbeutel abhanden gekommen war, erleide der junge Dichter einige Wochen, in denen er beträchtlich an Gewicht abnahm. Er erzählt darüber:

Während meiner zweiten Hungerwoche, die ich mir durch die Standierung fünfjähriger Jamben verkürzte, lernte ich ein paar prächtige, wackere Arbeiter kennen. In den Berliner Wirtschaftshäusern brauchte man das Brod nicht zu bezahlen, Stulle und Weißbrod gingen gratis drein. Und da besuchte ich an jedem Vormittag um die elfte und größte Stunde herum eine Weißbierkneipe in der Schumannstraße — nahe der Friedrich-Wilhelm-Säbelschen Operettenbühne, die sich später in das gloriose Deutsche Theater vermandelte — ließ mir für zwanzig Pfennig eine „kühle Blonde“ reichen, in der eine Zitronenscheibe schwamm, und troß dazu den ganzen Troickor leer, manchmal auch das Körbchen eines ungetrübten Nachbartisches. Ich wurde ein Dorn für die Augen des Wirtes, tat aber immer, als sähe ich diese mähmütigen Bilde nicht. Der Gedanke lag nahe, jeden Tag einen anderen Wirt mit meiner uneinträglichen Kundenhaft zu beglücken. Doch jene Weißbierkneipe in der Schumannstraße hatte für mich einen süßigen Haken, der mich festhielt. An einem Feiertage versammelte sich hier alltäglich eine kleine Gesellschaft von alten, wohlgenährten Berliner Herren zum Fröhlichkopp: Meister des Handwerks, Anflußter der Vorstadt, beschriebene Rentiers. Und manchmal erschien auch der alte, saftvolle Komiker Scholz. An diesem Stammtisch der Ureingeseffenen ging es so süßel und gemüthlich zu, daß ich auch als unbetheiligter Außenstehender nicht aus dem Rahmen herauskam. Die Unterhaltung, die ich da mit anhörete, wurde zuweilen ein bißchen dorb. Aber ich stammte doch aus einer Heimat, in der man ebenfalls nicht zimmerlich war. So konnte mich der triebflüßige Genius loci aus der Heimat der kühlen Blonden nicht verdrängen. Ich lachte mit, so oft die Herren des Stammtisches Ueßliche zum Rachen hatten. Es gab da typische Redensarten, wie sie in Bayern die Tarockspieler haben. Aber diese Scherze waren lange nicht die besten. Das Huchstische flatterte immer aus dem Stinken, durch alle Tagesgeschichte springenden Disturs heraus. Wie seine Wiesel hippiten die derolligen und spöttischen Worte auf, an denen ich nie was Annahendes spürte, nie was Anfridngliches. Es war edelter, rechter, gesünder Humor. Die Oetruenen dieses Stammtisches waren nicht nur sehr kluge Männer, sie waren auch feste, klare, bei aller Spottlust heiter persönliche, gutherzige und wohlwollende Menschen, die mir gefielen — mehr noch; die ich zu lieben begann.

Einem Mittags sah der Wirt mich freundlich an, obwohl ich
jaß die lange Stulle meines Tisches erschreckend verkürzte. Und
von den Herren des Stammtisches guckten immer wieder ein paar
zu mir herüber. Plötzlich fragte einer, warum ich denn immer so
allein saße, und ob ich nicht lieber Gesellschaft hätte. Dann sollte
ich mich doch zu ihnen setzen. Ich trug meine kahle Blonde hin-
über. Die Herren machten mir in ihrer Rüte Platz und hoben mir
gleich die drei Brotkörbe des Stammtisches hin. Lachend
merkte ich, daß sie meine brotesfährlige Zwangslage erraten
hatten. Aber man sprach nicht davon. Und als die Herren aus
meinem Jungenslang den Süddeutschen heraushörten, wurden sie
tiefen. Dieses gleiche freundliche Entgegenkommen, eine fast
unzählige grenzende Vorliebe für den Deutschen aus dem Süd-
den hab' ich späterhin immer wieder erlebt, nicht nur in Berlin,
überall in Norddeutschland. Wenn es auch umgekehrt so wäre,
und wir Bayern hätten alle verflängliche Ursache dazu, dann müßte
dauend der lieblichste Völkerriedem innerhalb der Grenzen des
Deutschen Reichs wohnen. Komm! ich heute nach dem Norden,
so wirst ja wohl auch mein Name ein bißchen mit und die Arbeit
unser Arbeit, um mir freundliche Gesichter zu gewinnen. Aber
damals, als junges Mädchen, in meinem Berliner Studentenjahr,
da erfuhr ich das schon so: man brauchte in einem Hause, das ich
betrat, und in einer Gesellschaft, in die ich hineingeriet, nur zu
wissen, aus welcher Heimat ich kam, und ich wurde herzlich auf-
genommen, freundlich debantet, fast verhätselt. Die Stammen
